

In einer Pandemie brauche es mehr Zentralismus, heißt es allerorten. Warum das zu kurz greift – und die bisherigen Erfahrungen kein Grund sind, das föderale System schlechtzureden. Ein Gastkommentar.

Föderalismus: Schuld ist immer das Wirtshaus

Zu den Ansichten, die ich nie verstehen werde, zählt, wie man nach den Leistungen der Zentralbürokratie in der Pandemie für noch mehr Zentralismus eintreten kann. Stattdessen hören wir immer häufiger den Gassenhauer vom „Föderalismus in der Krise“. In diversen Talkrunden wird das Mantra wiederholt, dass sich doch gerade in einer Krisenzeit das föderale System als ungeeignet zur effizienten Bewältigung der Situation erweise. Leider wird die Frage nie gestellt, ob denn die Leute nach den bisherigen Erfahrungen ernsthaft wollen, dass ganz Österreich vom Gesundheitsministerium verwaltet wird?

Im internationalen Vergleich lag Österreich in der Krisenbewältigung während der ersten Phase der Pandemie sehr gut, derzeit läuft es mittelpflichtig. Nicht gerade ein Vorzeigebispiel für den Föderalismus, aber auch kein Grund, das System schlechtzureden. In der kurzen Zeit, nachdem der Bund mit dem (viel zu spät installierten) Ampelsystem die rechtlichen Grundlagen für eine regionalisierte Pandemiebekämpfung geschaffen hatte, hätten die Länder zweifellos mutiger sein müssen, als es darum ging, da und dort bei der Bevölkerung unbeliebte Maßnahmen zu ergreifen. Auch das *Contact Tracing* hat im Herbst nicht gut funktioniert. Ein Teil ist auf schwache Kapazitäten in den Gesundheitsbehörden der Länder zurückzuführen, ein anderer Teil aber auch darauf, dass die Auskunftsbereitschaft der Bevölkerung enden wollend war.

Mehr Zentralismus? Du hast ihn ja!

Was generell übersehen wird: Die Aufgabenverteilung in der Pandemiebewältigung hat eigentlich relativ wenig mit Föderalismus zu tun. Seuchenbekämpfung ist eine Angelegenheit der sogenannten mittelbaren Bundesverwaltung, das heißt, sie erfolgt unter der Steuerung und Verantwortung des Bundes. Jedem, der in der Krise nach mehr Zentralismus ruft, ist daher zu antworten: „Du hast ihn ja!“

Die mittelbare Bundesverwaltung funktioniert ein bisschen wie das klassische Wirtshaus. Der Bund ist der Wirt und bestimmt den Menüplan. Die Länder stellen das Personal. Sie können den Gästen nur liefern, was auf der

Speisekarte steht und verfügbar ist und müssen die Kundschaft bei Laune halten. Kein Wunder, dass gelegentlich gespannte Stimmung herrscht! Der Gestaltungsspielraum des Personals ist begrenzt. Der Kundschaft ist es jedoch einerlei, wer verantwortlich ist, wenn etwas nicht klappt. Schuld ist immer das Wirtshaus.

Echter Föderalismus schaut anders aus: Hier führt jeder Akteur sein eigenes Wirtshaus und bestimmt den Menüplan. Die föderalistischen Wirtshäuser konkurrieren. Dass das in einer Pandemie nicht immer ideal sein kann, ist klar. Genau deshalb ist die Pandemiebekämpfung in erster Linie Aufgabe und Verantwortung



DIESSEITS
VON GUT
UND BÖSE

Von Peter Bußjäger

„Ich halte Unterschiede bei den Impfquoten der Länder für gut. Sie sorgen dafür, dass Wettbewerb aufkommt.“

des Bundes. Interessanterweise nimmt er diese Aufgabe nicht immer wahr: Weshalb gibt es in Österreich kein Impfgesetz? Bereits im Frühjahr zeichnete sich ab, dass es irgendwann eine Impfung gegen das Coronavirus geben wird. Sie kam offenbar sogar zu schnell für die Ministerialbürokratie, die nicht in der Lage war, ein solches Gesetz rechtzeitig auszuarbeiten.

Im Bundesministerengesetz ist verankert, dass das Gesundheitsministerium für das „Impfwesen“ zuständig ist. Sonst kommt das Wort in der Rechtsordnung eigentlich kaum vor. So kam es, dass zu Jahresende 2020 zwar die ersten Impfdosen, aber keine Impforganisation

zur Verfügung stand. In dieser Situation verständigten sich Bund und Länder darauf, dass sich der Bund um den Impfstoff, die Länder um die Verimpfung kümmern. Eine pragmatische Aufgabenteilung, die in der Praxis freilich viele Fragen aufwirft: Warum hat Vorarlberg am Sonntag, 7. März, bereits 8,18 Prozent seiner Landesländer zumindest mit einer ersten Dosis geimpft, Wien erst 5,29 Prozent? Wieso haben in Vorarlberg am selben Tag 3,29 Prozent der Bevölkerung eine Vollimmunisierung erhalten, in Tirol aber nur 2,1 Prozent? Ich weiß es nicht. Genauso wenig weiß ich, weshalb im Land X mehr über 80-Jährige eine Impfung erhalten haben als im Land Y. Ich halte diese Unterschiede nicht nur für keinen Skandal, sondern sogar für gut. Sie sorgen dafür, dass ein Wettbewerb zwischen den Ländern aufkommt. Soweit bekannt, wird in Österreich, anders als in anderen Ländern, kein Impfstoff gebunkert.

Offen für Verbesserungen

Wer unbedingt skandalisieren will, sollte auch den Unterschieden zwischen den Ländern auf den Grund gehen, ohne deren Kenntnis man die Zahlen nicht seriös diskutieren kann. Gibt es überall dieselbe demografische Struktur? Wie hoch ist der jeweilige Anteil alter Menschen, die in Pflegeheimen oder zu Hause betreut werden? Wie hoch ist überhaupt der Anteil der Impfwilligen, wie hoch die Zahl der auf dem Land verfügbaren Ärzte? Und was wäre besser, wenn der Bund die Organisation übernehmen würde?

Die Impfungen funktionieren in Österreich nach einem holprigen Start und Unzukömmlichkeiten – etwa ob Bürgermeister(innen) zu den zu priorisierenden Personengruppen gehören – grundsätzlich gut. Man bewegt sich im europäischen Durchschnitt, was natürlich noch kein besonders ambitioniertes Ziel ist, sondern eher Ansporn für mehr sein sollte. Die Länder sollten sich konstruktiver Kritik gegenüber offen zeigen und ihre Systeme, auch im Hinblick auf die Digitalisierung, verbessern.

Der Autor ist Professor am Institut für Öffentliches Recht, Staats- und Verwaltungslehre der Universität Innsbruck und leitet auch das Institut für Föderalismus in Innsbruck.



QUINT-
ESSENZ

Von Brigitte Quint

Ein Schweini für jeden

Jüngst war ich krank. Nein, ich hatte kein Corona. Dennoch ging es mir so schlecht, dass ich meine Männer zur Schwiegermutter bugsieren habe. Um mich ins Bett zu legen. Schlafen konnte ich aber nicht. Lesen war mir zu anstrengend. Also starrte ich ins Tablet. Hängen blieb ich bei einer Dokumentation über Bastian Schweinsteiger – „Schweini“.

Und was soll ich sagen, diese Doku machte mich glücklich. Ich sah Schweini als Kind im bayerischen Voralpenland, was ja auch meine Heimat ist. Dann ging es weiter mit seiner Entdeckung durch einen Bayern-München-Talent-Scout. Lange Strecken handelten von seiner Karriere in der deutschen Nationalelf, inklusive Sommermärchen und WM-Sieg. Man erfuhr, dass Ski-Star Felix Neureuther sein bester Freund ist. Und natürlich alles über seine Liebe zu einer serbischen Tennisspielerin.

Oliver Kahn kam zu Wort. Und Michael Ballack. Und Jogi Löw, der unlängst seinen Rücktritt vermeldet hat. Was mir wurscht ist. Zu ihm habe ich keine Beziehung. Zu Schweini schon. In meiner Studienzeit in München war er omnipräsent. Er saß in den Cafés am Gärtnerplatz herum oder im „089“ (eine Bar). Und wenn er ein Spiel hatte, schaute ich das mit meiner WG im Biergarten auf der Großleinwand an. Bin ich ein Schweini-Groupie? Nicht wirklich. Vielmehr steht er für ein Lebensgefühl, weckt Erinnerungen an einen für mich wichtigen Zeitabschnitt.

Mittlerweile bin ich wieder gesund. Dank Antibiotika, weniger ob Schweinis Heilwirkung. Gleichwohl hat er mir in einer ungenuten Situation schöne Momente beschert. Ich glaube ja, dass jeder seinen persönlichen Schweini hat. Diesen einen Promi, der einem die Stimmung aufhellt. Die sind dieser Tage echt Gold wert.

ZUGESPITZT

Maskenchat

Was ist eine Transparenzoffensive? Wie mach ich die?

Sammle alle Fragen. Bzw. sag ihnen, dass du alle Fragen sammelst. So vergeht Zeit.

Und dann? Irgendwann wollen sie was wissen.

Pressemeldung: Sie können sich per Mail an die Firma wenden.

Aber ich hab auf der Webseite keinen Hinweis auf das alles. Und ich hab die Masken woanders prüfen lassen, als ich die Kennzeichnung ...

Gut. Sind eine Weile beschäftigt.

Und wenn sie merken, wie das Thema Wertschöpfung (eine halbe Milliarde) und das Personalthema zusammenhängen?

Dann sagst du: Österreich ist die Kompetenz in Sachen Maskenbau.

Das glaubt mir wer?

Sag's einfach. Sag's immer wieder. Das Baumuster ist einzig und allein von uns. Wo ist dein Kompagnon? Ruf ihn an, wegen message control.

Keiner hebt ab.

Brigitte Schwens-Harrant

PORTRÄTIERT

Ein Tiroler für das Burgenland

Die evangelischen Kirchen bilden sich – zu Recht – einiges auf ihre demokratische Entscheidungsfindung ein. Die Wahl der Kirchenleitung ist in dem Sinn ein geistlicher wie ein politischer Vorgang zugleich. Und nicht immer geht es schnell dabei. Auch bei der letzten Wahl im Burgenland anstehenden Wahl eines neuen Superintendenten für die Evangelische Kirche A.B. war das so. Zwei Pfarrerinnen – die Golserin Iris Haidvogel und ihre Ruster Amtskollegin Claudia Schörner – sowie der Kufsteiner Pfarrer Robert Jonischkeit stellten sich der Wahl durch die 64 in Oberschützen versammelten Synodalen. Eine Reihe von Wahlgängen wurde erwartet, denn eine Zweidrittelmehrheit ist notwendig, bis der Leiter der 31.000 Evangelischen A. B. im östlichsten Bundesland gewählt ist.

Zur Überraschung aller – auch des Gewählten selbst – fiel bereits im ersten Wahlgang die Entscheidung: Der „Zugereiste“, also Jonischkeit, erhielt 48 Stimmen. Somit übernimmt ein Tiroler für die nächsten zwölf Jahre die Spitze der Lutheraner im Burgenland.

Robert Jonischkeit wurde 1973 in Innsbruck geboren. Nach dem Theologiestudium absolvierte er ein Diakonieverpraktikum in Kolumbien und schloss ein Doktoratsstudium an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Innsbruck an, wo er 2010 mit einer Arbeit über Friedensethik promovierte. Jonischkeit war Pfarrer in Wels, Fresach und Saalfelden, vor sieben Jahren trat er seine heutige Pfarrerstelle in Kufstein an. Er ist verheiratet und hat zwei Söhne.



Robert Jonischkeit, gebürtiger Innsbrucker und Pfarrer in Kufstein, wird Superintendent der evangelisch-lutherischen Diözese Burgenland.

Bei seiner Vorstellung vor den Delegierten betonte Jonischkeit, er wolle Burgenlands Kirche „fit für die Zukunft“ machen. Er wies auch darauf hin, dass es von Vorteil sein könne, wenn einer von außen dieses Amt übernehme. Das Versprechen eines „frischen Windes“ dürfte die Delegierten nachhaltig beeindruckt haben. „Wertschätzende Kommunikation“ wurde von Jonischkeit nach seiner Wahl als erste Priorität genannt. Nach außen hin will er sichtbar machen, wofür seine Kirche stehe: Solidarität und Miteinander. Beides würde gerade in der aktuellen Lage oft durch einen „gepflegten Egoismus“ ersetzt. Das will der neue burgenländische Superintendent, der am 1. September sein Amt antreten wird, gewiss nicht hinnehmen. (Otto Friedrich)